

FLAVIA COMPANY

DIE
INSEL
DER
LETZTEN
WAHRHEIT

Aus dem Katalanischen
von Kirsten Brandt

BLOOMSBURY BERLIN

BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN

Die deutsche Übersetzung wurde ermöglicht durch die freundliche
Unterstützung des Institut Ramon Llull.

llll institut
ramon llull
Katalanische Sprache und Kultur

Der Verlag dankt Nikolaus Gelpke
für die Prüfung der nautischen Begriffe.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-001223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel

L'illa de l'última veritat

bei Proa, Barcelona

© Flavia Company, 2010

Für die deutsche Ausgabe

© 2011 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin

BLOOMSBURY BERLIN

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung:

Rothfos & Gabler, Hamburg,

unter Verwendung eines Bildes

von © plainpicture / Design Pics

Typographie: Leslie Driesener, Berlin

Gesetzt aus der Stempel Garamond

von hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2011

ISBN 978-3-8270-0940-1

www.berlinverlage.de

Mit der Rückhaltlosigkeit einer Beichte im Angesicht des Todes habe ich versucht, hier meine Beziehung zur See zu beschreiben, die geheimnisvoll begann wie alle großen Leidenschaften, welche die unerforschlichen Götter den Sterblichen schicken, und irrational und unbezwinglich geblieben ist. Sie hat die Prüfung der Enttäuschung überstanden und die Entzauberung gemeistert, von der ein intensiv gelebtes Leben täglich bedroht ist; sie ist erfüllt geblieben von den Freuden der Liebe und der Herzensangst der Liebe und ist ihnen vom ersten bis zum letzten Moment mit hellstichtiger Freude entgegengetreten, ohne Bitterkeit und Klagen.

Joseph Conrad, *Der Spiegel der See*

Wenn Traum und Erinnerung durcheinandergeraten und Erschöpfung und Angst sich zu Herren und Meistern aufschwingen, muss man zu allen möglichen Listen greifen, um nicht der Verzweiflung zu verfallen. Meine Lage war ähnlich der eines Gefangenen in einem dunklen Kerker, dem man das Essen und Trinken zu den unregelmäßigsten und unerwartetsten Zeiten bringt. Ich hatte Angst, das Zeitgefühl zu verlieren.

Cristina Fernández Cubas, *Das Jahr der Gnade*

Für meinen Freund und Anker, Rafa Clusa

VORWORT

Ich weiß nicht mehr, wer mich mit Doktor Prendel bekannt machte. Aber ich weiß noch, dass es bei Martin Fleming war, dem Psychiater, der zur Feier seiner Beförderung vom Vizedekan zum Dekan ein paar Universitätsangehörige zu sich eingeladen hatte, und dass mich vom ersten Augenblick an Prendels düsteres, unzugängliches Auftreten faszinierte, die Überheblichkeit, mit der er alles um sich herum musterte, als wüsste er genau, was geschehen und was gesagt werden könnte.

Und ich erinnere mich, dass mir Amy Fleming, Martins Frau, die abenteuerlichen Geschichten erzählte, die über ihn in Umlauf waren. Noch dazu hatte Amy kurz zuvor Prendels Zahnärztin kennen gelernt, und die hatte ihr berichtet, bei seinem ersten Besuch in ihrer Praxis habe man seinem Gebiss deutlich angesehen, dass er lange Zeit unter Mangelernährung gelitten hatte. Das war kein Beweis für Prendels Geschichte, es machte es jedoch wahrscheinlicher, dass er, ein erfahrener Segler, tatsächlich vor Jahren Schiffbruch erlitten hatte, als sein Segelboot, die *Queen*, von Piraten angegriffen wurde. Er hatte Boot und Mannschaft verloren. Nur sein Leben hatte er gerettet – ein Gut, dessen Wert je nach den Umständen variieren konnte. Jedenfalls war Matthew Prendel fünf Jahre lang verschollen gewesen. Und dann, plötzlich, etwa vier

Jahre, bevor ich ihn kennen lernte, war er wieder in New York aufgetaucht. Seither hatten die Flemings ihn öfters zu den Soirees eingeladen, die sie aus den verschiedensten Anlässen gaben und bei denen ich mich nur sehr sporadisch blicken ließ. Jedermann brannte darauf, einmal einen Schiffbrüchigen aus der Nähe zu sehen. Doch Prendel hatte die Einladungen jedes Mal ausgeschlagen – bis zu jenem Tag. Danach ist er nie wieder bei den Flemings gewesen. Nach Meinung derer, die ihm früher einmal begegnet waren, war er nicht wiederzuerkennen, nicht nur äußerlich, sondern vor allem von seiner Wesensart. Sie sagten auch, nicht der Schiffbruch habe ihn letztlich in die Verzweiflung getrieben, sondern die Nachricht vom Tod seines Vaters: Nach seiner Rückkehr hatte er erfahren, dass sein Vater einsam und allein unter der sengenden Sonne von Texas gestorben war, in seinem einzigen Gartenstuhl auf dem dürren Rasen sitzend. Anscheinend hatte der Vater Prendel häufig gebeten, ihn nicht allein sterben zu lassen.

Unter denen, die ihn besser gekannt hatten, behaupteten einige sogar, dieser Mann sei gar nicht Prendel, obwohl ihm das natürlich niemand ins Gesicht sagte und ich ihm auch später nie von solchen Verleumdungen erzählte. Es war schon schlimm genug für meinen armen Doktor, dass er niemanden von früher erkannte, als hätte der Schiffbruch seine Erinnerung ausgelöscht. Erst später verstand ich, dass es sich dabei nicht etwa um einen Gedächtnisverlust handelte, sondern um eine Abwehrreaktion.

Matthew Prendel war ein schlanker, hochgewachsener Mann mit kräftigen Händen. Stark war er und attraktiv, ganz ohne Frage. Sein schwarzes Haar wurde langsam

grau. Das rechte Bein zog er leicht nach. Er war fünfundvierzig Jahre alt und lebte von seinem Vermögen, von dem niemand wusste, woher es stammte. Es wurde spekuliert, die Versicherung des Bootes habe ihm mehrere Millionen Schadensersatz gezahlt habe, aber das war nur eine Vermutung. Er hatte nie jemandem von seinem Abenteuer berichten wollen, sondern wiederholt geäußert, ein Schiffbruch sei eine dermaßen intime Erfahrung, dass man sie für sich behalten müsse, wie rückhaltlos offen man auch sonst sei. Seit seiner Rückkehr nach New York war Prendel auf den Soirees der Flemings Thema Nummer eins gewesen, und offenbar sorgte er auch nach seinem Besuch wieder für Gesprächsstoff. Aber auch ich war danach nie wieder bei einer der Gesellschaften.

Ich merkte schnell, dass es eigentlich niemanden mehr gab, der ihn noch von früher kannte: Seine Frau hatte er Jahre zuvor verloren, seine Freunde bei dem Angriff, seinen Vater während seiner Abwesenheit. Matthew Prendel war allein – mehr noch: Er war ein richtiger Einzelgänger, und vielleicht fühlte ich mich deshalb sofort auf unerklärliche Weise mit ihm verbunden. Ich hatte das wunderbare Gefühl, in seinem Blick ein Bedürfnis zu erkennen, das dem meinen entsprach.

Ich hatte von der ganzen Schiffbruchgeschichte nichts mitbekommen, weil ich die letzten zehn Jahre meines Lebens an eine ausweglose Ehe vergeudet und an der Universität in Wien – der postkartenähnlichsten Stadt, die ich je im Leben gesehen habe – englische Literatur unterrichtet hatte. Von den Wienern hatte ich unter anderem gelernt, mein impulsives, stürmisches Naturell im Zaum zu halten und selbst auf Dinge zurückhaltend zu reagie-

ren, die mich schrecklich neugierig machten, wie zum Beispiel Piraten im 21. Jahrhundert. Aber als ich Prendel vorgestellt wurde, hatte ich das Gefühl, Conrad oder Stevenson zu begegnen. »Du hast immer nur Literatur im Kopf«, hätte mein Großvater gesagt und dann noch hinzugefügt: »Vorsicht mit diesem Kerl, mein Kind, man sieht dir an, dass er dir gefällt, und er hat etwas an sich, was nicht gut für dich ist.«

Nicht einen Augenblick lang zweifelte ich an seiner Geschichte. Nicht einen Augenblick lang kam mir in den Sinn, sie könne falsch sein, ein von Prendel wild ausgeschmücktes, aber eigentlich belangloses Ereignis, wie zum Beispiel, dass sein Schiff direkt vor der afrikanischen Küste auf einen Felsen aufgelaufen oder mit einem Freizeitschiff zusammengestoßen war und das Ganze dann später durch Gerede zu einer Heldentat aufgebauscht wurde. Mir war klar, dass ich ihn nicht dazu befragen konnte, weil Prendel – wie mir Amy sagte und jeder wusste, der ihm einmal begegnet war – eisernes Stillschweigen über das Thema bewahrte. Also setzte ich mich neben ihn, trank Whisky und hörte zu, wie er von afrikanischen Masken sprach und erklärte, sie seien religiöse Symbole, die dem sozialen Gleichgewicht in den Dörfern dienten. »Er trinkt zu viel«, hätte mein Großvater gesagt, »und das hat immer einen Grund, Phoebe, die Menschen betäuben mit dem Alkohol all das, wofür sie keine Lösung haben.«

Prendel hatte als Chirurg und später als Professor an der Columbia University gearbeitet. Seine wahre Leidenschaft aber galt dem Meer. Er besaß eine Yacht. Seine männlich-raue Stimme übertönte die anderen, so kam es mir zumindest vor. Ich dachte, dass er als Arzt den Schiff-

bruch bestimmt besser überstanden hatte. Und dass es es als Kapitän einer Yacht gewohnt gewesen sein musste, völlig allein zu sein. Und dass es Menschen mit einer besonderen Begabung zum Schiffbruch gibt, zu denen ich als Dozentin für Vergleichende Literaturwissenschaft, die kaum schwimmen konnte, nie gehören würde.

Doktor Prendel und ich kamen uns rasch näher, vielleicht deshalb, weil ab einem gewissen Alter die Risikobereitschaft – falls man sie sich bewahrt hat – immens zunimmt.

Wir waren beinahe sieben Jahre lang ein Liebespaar. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, dass unsere Beziehung länger halten sollte als die Zeit, die er auf der Insel verbracht hatte. Als ob man sich mit einem Schiffbruch messen, mit ihm konkurrieren könnte! »Immer willst du hoffnungslos überlegene Gegner besiegen, Phoebe, Gegner, die eigentlich gar keine sind. Du bist genau wie deine Mutter.« Mein Sieg war bitter und nicht von Dauer, denn ein Schiffbruch dauert immer länger als der Schiffbruch selbst. Wie eine Taschenlampe beleuchtet er, was man bestimmt, und das, was man nicht bestimmt.

Prendel bat mich, seine Geschichte erst nach seinem Tod zu erzählen. Aber erzählen sollte ich sie. »Sie verstehen etwas von Literatur, Doktor Westore, und Sie sind mit mir gesehelt, deshalb können Sie sie aufschreiben.« Wir siezten uns bis zuletzt; das war ein Spiel zwischen uns. Und ich versprach ihm, es zu tun. Es ist zwar absurd, aber die Versprechen Sterbenden gegenüber sind bindend. Absurd darum, weil es dem Toten natürlich vollkommen gleichgültig ist, ob wir sie halten oder nicht. Und doch halten wir eher unsere Versprechen gegenüber den

Toten als gegenüber den Lebenden. »Ich werde Ihre Geschichte aufschreiben«, versicherte ich ihm. »Aber zuvor müssen Sie sie mir erzählen.« Seit sieben Jahren schlief ich nun neben ihm, und doch hatte er nie auch nur ein Wort verlauten lassen. Dann griff überraschend die Krankheit an, und alles war anders. »Wir alle wissen, dass wir sterben müssen«, sagte er zu mir, »aber bewusst wird es uns erst, wenn es so weit ist.« Wieder musste ich an das denken, was mein Großvater gesagt hatte: »Vielleicht ist der Tod das Beste am Leben. Das bleibt abzuwarten.«

DIE GESCHICHTE DES SCHIFFBRUCHS
VON MATTHEW PRENDEL

Phoebe Westore

ERSTER THEIL

Der erste widersinnige Gedanke, der Prendel durch den Kopf geht, als er den rauen, feuchten Sand an seinem Gesicht spürt, ist die Frage, ob er noch lebt. Es ist pechschwarze Nacht, und er fragt sich auch, ob es ein Glück ist, am Leben zu sein. Er erinnert sich an die salzige Hölle, in der er die letzten Stunden verbracht hat. Aber es ist ihm ein Rätsel, wie er an einem Strand gelandet sein könnte. Er wusste nicht einmal, dass es in erreichbarer Entfernung eine kleine Insel gab. Die letzten Koordinaten, die er eine Viertelstunde vor dem Angriff mit dem Navigationsgerät erfasst und sorgfältig in die Karte eingetragen hatte, ergaben eine Position auf hoher See, über achthundert Seemeilen vor der afrikanischen Westküste und mehrere Tagesreisen vom Festland entfernt. Sie waren eine Woche zuvor von Jamestown aus in See gestochen und hatten damit gerechnet, São Tomé bei günstigem Wind frühestens in acht bis zehn Tagen zu erreichen.

Katy Bristol war in der Pflicht und holte den Spinnaker ein. Zwar wehte nur ein leichter Wind, aber er hatte umgeschlagen, und mit dem Segel konnten sie nicht länger Kurs halten. Frank Czerny war in der Kajüte und schmierte ein paar Brote. Prendel stand am Steuer. Sie machten acht Knoten bei Seitenwind; am Himmel standen ein paar harmlose Wolken, gerade genug, um sie vor der sengen-

den Glut der Mittagszeit auf dem Atlantik zu schützen, fünfhundert Seemeilen südwestlich des Kreuzungspunkts von Äquator und erstem Längengrad. Katy verstaute den Spinnakerbaum, stieg mit dem ordentlich zusammengelegten und verpackten Spinnaker hinunter in die Kajüte, machte eine scherzhafte Bemerkung über Franks dürftige Kochkünste, laut genug, dass Prendel sie hören konnte, und kam wieder an Deck. In der Hand hielt sie das Fernglas. Sie benutzte es, wann immer sie konnte, selbst wenn es nichts zu betrachten gab außer dem Horizont, der sich selbst zwar immer gleich blieb, jedoch im Auge des Betrachters je nach Stimmung wechselte. Sie redeten darüber, wie sie die Äquatortaufe feiern würden. Katy betonte, wie wichtig das Essen bei diesen Anlässen war, sie wollte etwas ganz Besonderes kochen, weil sie die Brote und das Dosenessen satt hatte. Alle drei waren sich mehr oder weniger einig, dass sie eine Feier verdient hatten. Während sie redeten, sah Katy durchs Fernglas. Plötzlich sagte sie in einem Tonfall, der nichts Gutes verhieß: »Eine Yacht. Backbord, drei oder vier Meilen von hier. Ich kann ihre Flagge nicht erkennen. Sie sieht groß aus.« Vom Motor war noch nichts zu hören.

Prendel erahnte Katys Angst. Am Abend vor ihrer Abfahrt im Hafen von Jamestown, Saint Helena, hatten ihnen ein paar Segler Schauergeschichten von Piraten erzählt, die angeblich mit grenzenloser Brutalität die Segler in dieser Gegend überfielen. Das war ungewöhnlich für die Westküste, eigentlich war eher die Ostküste Afrikas als Piratengebiet berüchtigt, aber ihnen wurde versichert, in diesen Gewässern sei zumindest ein gefährliches Schiff unterwegs, das schon einige Segler auf dem Gewis-

sen hatte. Eigentlich waren diese Piraten im Schmuggelhandel unterwegs, aber wenn sie auf ein Boot trafen, kaperten sie es.

Frank, der von der Kajüte aus zugehört hatte, steckte den Kopf heraus. »Vielleicht sollten wir den Kurs ändern. Wir könnten eine Zeitlang vor dem Wind segeln und versuchen, ihnen zu entkommen. Was meinst du, Matthew?«

Doch Prendel teilte, zu ihrer aller Unglück, die Befürchtungen seiner Freunde nicht. Er wollte den Zeitrahmen einhalten, den er sich gesetzt hatte, und jetzt, da sie geradewegs auf ihr Ziel zusteuerten, hatte er nicht die geringste Lust, vom Kurs abzuweichen. Er war nicht das erste Mal in diesen Gewässern unterwegs und war dabei noch nie Piraten begegnet – auch wenn er ab und zu von ihnen gehört hatte.

»Wir fahren weiter«, sagte er. »Das wird als Anekdote ins Logbuch eingehen: Boot gesichtet um soundso viel Uhr, Länge, Breite, Kurs. Wie steht's mit dem Essen, Frank?« Seine Freunde schwiegen. »Okay«, gab er schließlich nach, »wenn wir sehen, dass es näher kommt und direkt auf uns zuhält, ändern wir den Kurs.«

Aber beim Segeln ist es wie im Leben: Man muss den Kurs ändern, bevor man auf das Hindernis trifft. Wenn man zu lange wartet, kommt es zum Zusammenstoß. Man muss die Segel reffen, sobald das Wetter umzuschlagen droht, denn ist das Unwetter erst einmal über einem, wird es schwierig und manchmal mehr als riskant, ja unmöglich.

»Sie kommen direkt auf uns zu«, teilte Katy mit, die das Fernglas nicht einmal abgesetzt hatte, um sich eines der Käsebrote zu nehmen, die Frank heraufgebracht hatte.

»Matt, sie steuern direkt auf uns zu, und ich bin sicher, sie haben uns gesehen. Entweder stecken sie in Schwierigkeiten und suchen Hilfe, oder sie wollen uns Schwierigkeiten machen, und dann werden wir diejenigen sein, die Hilfe brauchen.«

Prendel sah in die Richtung, die Katy wies. Jetzt war das Schiff auch ohne Fernglas deutlich zu erkennen. Es maß gut und gerne sechzig Fuß, war also um einiges länger als die *Queen* mit ihren zweiundvierzig Fuß. Sicherlich war die Besatzung einige Mann stark. Auch wenn sie jetzt den Kurs änderten, würde das Schiff sie einholen, wenn die anderen es darauf anlegten. Segel gegen Motor: Da war alles klar. Die einzige Lösung – obwohl das Wort »Lösung« hier von beachtlichem Optimismus zeugte – war, sich ihnen zu stellen.

»Katy, geh unter Deck und schließ dich in der Kajüte ein. Frank, such in der Truhe steuerbord nach einer Aluminiumkiste und bring mir die Pistole, die darin liegt. Dann schließt du dich ebenfalls ein.«

»Pistole? Seit wann besitzt du eine Waffe?«

»Glaubst du, das ist jetzt der richtige Zeitpunkt für lange Erklärungen?«, entgegnete Prendel resolut.

Katy hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Sie dachte nicht daran, sich in die Kajüte zu verkriechen. Sie wollte sich verteidigen, notfalls mit bloßen Händen. Frank sagte ihr, den Anweisungen des Kapitäns sei unbedingt Folge zu leisten. Katy entgegnete, nicht, wenn es um Leben und Tod gehe. So stritten sie eine Weile. Prendel schwieg. Wenn es ans Sterben geht, ist man sich schnell uneinig. Wenn es ans Leben geht, auch. Die Menschen sind sich überhaupt nur selten einig.

»Das ist egal. Wir können sowieso nichts tun. Wir sind verloren. Das sind Piraten«, sagte Prendel schließlich. »Sie sind auf Beute aus. Wir können von Glück sagen, wenn wir mit dem Leben davonkommen, aber wetten würde ich nicht darauf. Keinen Cent.«

Im Stillen dachte er, dass er das Segelboot nicht hätte umbenennen dürfen. Vielleicht stimmte es ja, was man sagte, dass nämlich ein umgetauftes Schiff vom Unglück verfolgt war. Warum hatte er nicht einfach ein Boot namens *Mary* besitzen können? Wieso wogen die Erinnerungen so schwer?

Er drehte bei. Es sei besser, sie zu erwarten, ihnen zu zeigen, dass man bereit war, sich kapern zu lassen, sagte er seinen Freunden. Man kann auf mehr als eine Art und Weise zum Opfer werden, aber Prendel war überzeugt, die beste sei, sich unzweifelhaft zu ergeben. Er zog die Handschuhe aus und lehnte sich ans Steuerrad, um ein Käsebrot zu essen. Dabei dachte er, dass dies vielleicht die letzte Mahlzeit seines Lebens war. Er sah Katy und Frank an und sagte ihnen, es tue ihm wirklich sehr leid, sie auf dieses Abenteuer mitgenommen zu haben, das nun tragisch zu Ende zu gehen schien. Sie entgegneten, er habe sich nichts vorzuwerfen. Die Anspannung war so groß, dass sie kaum ein Wort hervorbrachten.

»Was können wir ihnen geben? Was hoffen sie, hier zu finden?«, überlegte Katy laut, bekam aber keine Antwort. Sie kannte sie ohnehin, wusste, dass sie nichts von Wert hatten außer etwas Geld und vielleicht ihre Laptops. Aber das waren für die Piraten nur Lappalien.

Die *Queen* schaukelte träge auf den Wellen, die Flaggenleinen schlugen klagend an den Mast. Die Kreislinie des

Horizonts wurde nur von dem näher kommenden Schiff durchbrochen. Frank zündete sich eine Zigarette an.

»Jetzt werde ich die sechshundertneunundneunzig Stufen der Jacob's Ladder wohl nie hinaufsteigen«, sagte er. Als sie in Jamestown vor Anker lagen, hatte Frank seine Freunde zu überreden versucht, die Insel von ihrem höchsten Punkt aus zu betrachten; dazu hätte man nur die sechshundertneunundneunzig Stufen der schmalen, steilen Treppe erklimmen müssen, die sich den Berg hinaufzog. Katy und Prendel hatten immer neue Ausflüchte gefunden, und schließlich waren sie abgereist, ohne die Treppe hinaufgestiegen zu sein. Franks Eingeständnis, dass er dies nun nie mehr tun werde, klang wie ein Todesurteil. »Und ihr? Was habt ihr in eurem Leben nicht mehr geschafft?«

Prendel rechnete aus, wie viel Zeit ihnen noch blieb, bis sie geentert würden. Fünf Minuten? Zehn? »Ich weiß es nicht, Frank. Wenn das hier das Ende ist, wird es mir um alles leidtun, was ich nicht mehr erleben werde. Ich bin erst sechsunddreißig. Und du?«, wandte er sich an Katy.

»Ich hätte gern ein Kind gehabt. Aber das würde ja jetzt zu einer Waisen.«

Dass sie so offen über den Tod sprachen, bedeutete, dass sie nicht an ihn glaubten. Hätten sie es getan, wäre das vielleicht ihre Rettung gewesen. Wenn sie sich wirklich bedroht gefühlt hätten, hätten sie vielleicht über Funk um Hilfe gebeten.

Die Piraten wirkten völlig unscheinbar. Nichts kennzeichnete sie als das, was sie waren. Und doch bestand kein Zweifel daran. Fünf Männer standen an Deck. Drei Schwar-

ze und zwei Weiße. Waffen waren nicht zu sehen. Das Entern ging schnell vonstatten. Sie brachten ihr Schiff mit einer Behändigkeit und Effektivität längsseits, die auf lange Übung schließen ließ, und vertäuten die Schiffe an Bug und Heck miteinander. Dann kamen zwei Männer auf die *Queen* hinüber und befahlen Prendel, der sich als Kapitän zu erkennen gab, dass sie alle drei über Bord springen sollten. Da sie Englisch sprachen, versuchte Prendel, mit ihnen zu verhandeln.

»Wir haben keinerlei Wertsachen«, sagte er.

Einer der Männer, anscheinend der Anführer, entgegnete barsch: »Wir begnügen uns mit dem Boot. Springt ins Wasser.«

»Wir werden sterben«, sagte Frank.

»Das werdet ihr, früher oder später«, sagte ein anderer Mann und zog eine Waffe. Sie wurden langsam sichtlich ungehalten. »Aber wenn euch das lieber ist, können wir euch auch gleich hier erledigen.«

»Lasst uns wenigstens ins Beiboot steigen«, flehte Katy.

Der Mann mit dem Revolver gab einen Schuss auf das Beiboot ab.

»Das ist unbrauchbar«, bemerkte er überflüssigerweise.

Es war ein schreckliches Gefühl, Angst zu haben und nirgendwohin fliehen zu können. Prendel sah, dass die Lage ausweglos war, aber er musste es versuchen. »Hört mal, der Kapitän dieses Schiffes bin ich, also, ich meine, ich springe ins Wasser, okay?, aber diese beiden Leute setzt ihr in einem Hafen ab oder so nah an einer Küste, dass sie ans Ufer schwimmen können.«

»Willst du etwa mit uns verhandeln? Glaubst du, du

bist in der Lage, Bedingungen zu stellen?« Der Anführer gab ein Zeichen. Der mit dem Revolver schoss und traf Frank in den Arm.

Verzweifelt zog Prendel seine Waffe. Er hatte nur Zeit für einen Schuss, und unerwarteterweise traf er einen der Männer, die auf dem Piratenschiff geblieben waren. Der Mann fiel ins Wasser und versank. Die Piraten, wütend über den Tod ihres Kameraden, eröffneten sofort das Feuer. Während er über Bord sprang, sah Prendel noch, wie Frank und Katy niedergeschossen wurden. Er schwamm mit aller Kraft drauflos, obwohl ihm bewusst war, dass er in dieser fast unbewegten See den Kugeln kaum entkommen konnte. Aber die Männer ließen ihn in Ruhe. Wozu Kugeln verschwenden, wenn Prendel ohne fremde Hilfe sowieso sterben würde? Vor Erschöpfung. Durch einen Haiangriff. An Hunger oder Durst. Aus Verzweiflung. Aus Einsamkeit.